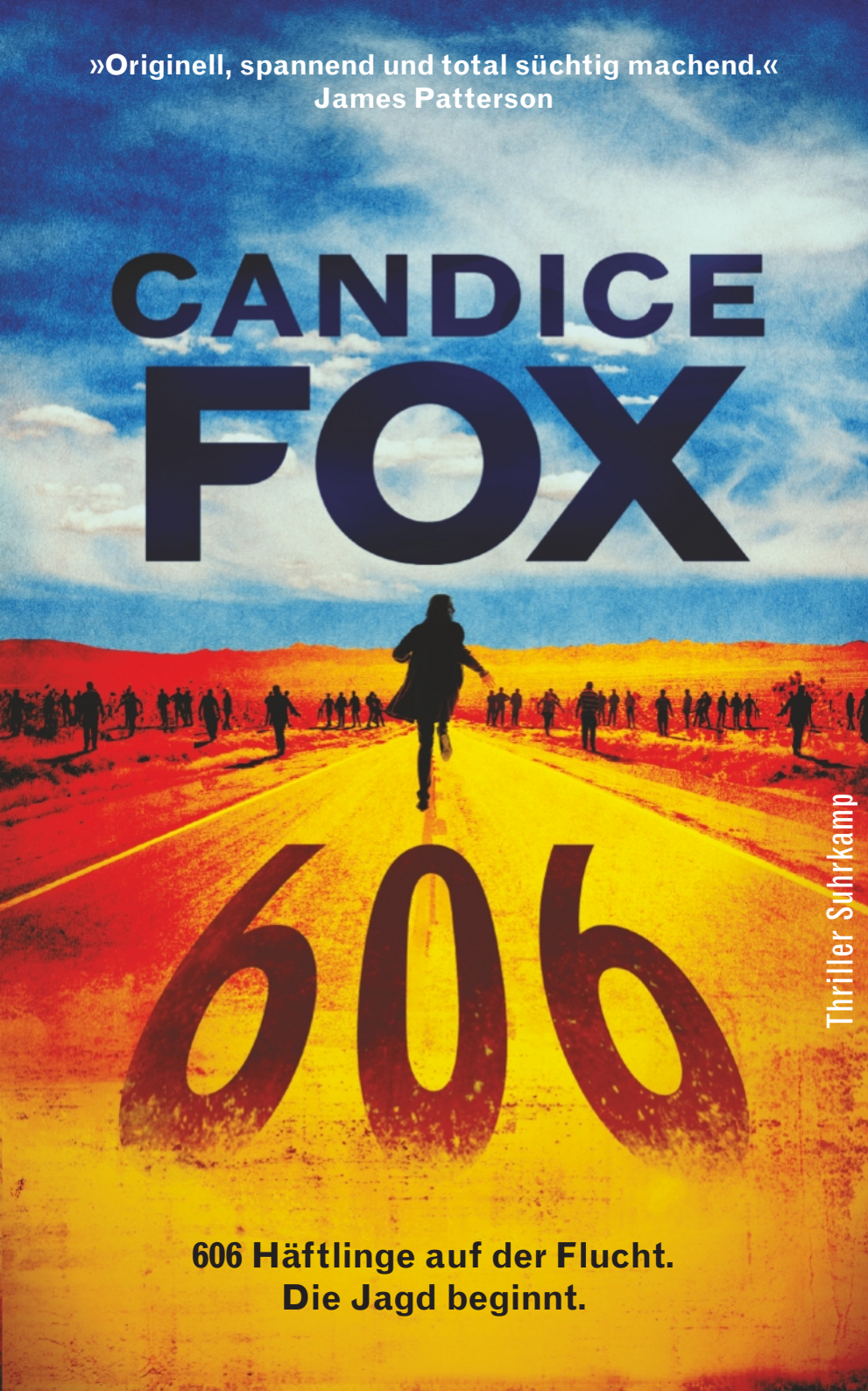
»Originell, spannend und total süchtig machend.«
James Patterson

CANDICE FOX



606

Thriller Suhrkamp

**606 Häftlinge auf der Flucht.
Die Jagd beginnt.**

Candice Fox

606

Thriller

Aus dem australischen Englisch von
Andrea O'Brien

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
The Chase
bei Bantam.
Published by Random House Australia Pty Ltd

Erste Auflage 2021
suhrkamp taschenbuch 5182
Deutsche Erstausgabe
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Berlin 2021
© 2021 by Candice Fox
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlaggestaltung nach einem Entwurf von Adam Laszczuk
© Penguin Random House Australia.
Umschlagabbildungen:
Figurestock / Paul Thomas Gooney (Frau);
Khalilah Mohd Not / Shutterstock (Personen);
David M. Schrader / Shutterstock (Straße)
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47182-1

www.suhrkamp.de

1

Für Emily Jackson war der Tod des Busfahrers ein verstörendes Schauspiel.

Sie saß ganz hinten, den Kopf an die mit Fingerabdrücken fröhlicher Kinder verschmierte Scheibe gelehnt, und hatte einen freien Blick über die gesamte Länge des Fahrzeugs, denn der Platz über der Hinterachse war leicht erhöht. Die Kinder tobten herum, amüsierten sich über den Gang hinweg mit neckischen Spielchen, bewarfen einander mit einem Ball oder schlugen dem jeweiligen Widersacher den Fanghandschuh um die Ohren. Die meisten Eltern ließen die lieben Kleinen gewähren und betrachteten aus dem Fenster die Wüste Nevadas, manche hatten AirPods in den Ohren und einen wehmütigen Ausdruck im Gesicht. Andere bemühten sich tapfer, dem Lärm und Chaos Einhalt zu gebieten, indem sie die als Waffen eingesetzten Wasserflaschen, Handys und Spielzeuge konfiszierten und die durch den Bus stromernden Knirpse zurück auf ihre Plätze bugsierten. Nach Las Vegas mit seinen protzigen Gebäuden und grellen Farben war die vierzig Minuten lange Fahrt durch öde Landschaft aus Sand und Gestrüpp für die Kleinen nur schwer auszuhalten. Als der Bus über die schmale Schotterpiste zum Gefängnis holperte, bemerkte Emily amüsiert, dass alle mitholperten, Bus und Fahrgäste wie synchron funktionierende Teile einer großen Maschine.

Sie musste ihren Sohn Tyler nicht anstupsen, um ihn darauf aufmerksam zu machen, dass das große Gefängnis namens Pronghorn gleich vor ihnen auftauchen würde, denn er nahm schon seit dem Kindergartenalter am alljährlich dort stattfindenden Softballspiel teil, hatte tatsächlich nur

ein einziges verpasst, weil sein Vater sich beim Reparieren des Garagentors den Rücken verrenkt hatte und deswegen nicht wie sonst als zweiter Pitcher gegen das Team der Gefangenen aus dem Hochsicherheitstrakt antreten konnte. Deshalb hatte Tyler, für den die Fahrt nach Pronghorn schon zur Routine gehörte, sein Taschenbuch bereits zugeklappt und den Blick nach vorn gerichtet, bevor noch irgendwas zu erkennen war. Nichts in der kahlen Ödnis deutete darauf hin, dass sich hinter dieser letzten Kurve eine riesige Haftanstalt verbarg. Harter, aufgesprungener Boden, so weit das Auge reichte, nur am Horizont ragte eine ferne Bergkette auf. Doch beide blickten konzentriert aus dem Fenster, denn sie wussten, dass sie gleich vor ihnen auftauchen würden, die langen, niedrigen Betonklötze, und zwar so, als würden sie just in diesem Moment aus dem Sand wachsen.

»Auf welches Team wettest du diesmal?«, fragte Emily den Teenager. Der Fünfjährige auf dem Platz vor ihnen kreischte beim Anblick des Gefängnisses entzückt und zeigte aufgeregt mit dem Finger darauf. Tyler betrachtete den Jungen genervt, während er über die Antwort nachdachte. Als hätte er sich in dem Alter nicht haargenau so aufgeführt, wenn er seinen Daddy bei der Arbeit besuchen durfte.

»Die Gefangenen«, sagte er mit schiefem Grinsen. »Dad meinte, sie trainieren schon seit Monaten auf dem Gefängnishof.«

»Verräter«, sagte Emily lächelnd.

»Und du?«

»Wärter. Wenn du für die Verbrecher bist, muss ich mich schon für die Wachleute einsetzen, damit dein Vater sich nicht …«

Ein dumpfer Knall unterbrach sie.

Es klang wie ein explodierender Silvesterböller und ging

Emily durch Mark und Bein. Ihr Hirn lieferte schnell eine Reihe harmloser Erklärungen: ein geplatzter Reifen, ein großer Stein unter den Rädern des Busses, irgendeine Fehlfunktion des altersschwachen Motors, der auf diesem unwegsamen Gelände und in der glühenden Wüstenhitze einen Aussetzer hatte.

Aber das, was Emily dann sah, stimmte mit keiner dieser möglichen Erklärungen überein.

Der Fahrer sackte seitlich vom Sitz, nur der Gurt verhinderte, dass er auf die Stufen im Eingang stürzte. Ein zarter rosafarbener Schleier schien kurz in der Luft zu schweben, war jedoch blitzschnell wieder verschwunden. Emily klammerte sich an die Lehne des Vordersitzes, als der Bus von der Straße abkam und ins nächstbeste Gebüsch krachte.

Sie betrachtete die Szene. Die Leute auf den vorderen Plätzen sahen ungläubig auf ihre Hände oder rieben sich über die Wangen, als wären sie nass. Auf dem Fahrer, dem Armaturenbrett und dem Gang lagen unzählige winzige Glasstückchen, die Fensterscheibe war ordnungsgemäß zerborsten, die kleinen Scherben hatten sich überall verteilt. Da vorn war auch Sarah Gravelle, die von ihrem Sitz aufstand und auf den Busfahrer zuwankte. Selbst von hier hinten aus konnte Emily deutlich sehen, dass ihm der halbe Schädel fehlte. Sarah warf einen Blick auf den Mann, und der ganze Bus sah ihr dabei zu, als würden alle darauf warten, dass sie das Offensichtliche bestätigte.

Sarah wankte zurück an ihren Platz und plumpste unelegant auf den Sitz. Emilys Zunge klebte an ihrem plötzlich sehr trockenen Gaumen, ihr brach der kalte Schweiß aus.

Sarah Gravelle kreischte los.

Dann kreischte der ganze Bus.

Grace Slanter ließ den Stift fallen und stellte das auf ihrem breiten Schreibtisch schrillende Telefon auf Lautsprecher, um den Anruf anzunehmen. Nur wenige Gespräche landeten direkt bei ihr, die meisten wurden von ihrer Assistentin durchgestellt, daher erwartete sie jemanden, der ihre Durchwahl kannte, ihren Mann Joe oder Sally Wakefield, die Direktorin aller Haftanstalten Nevadas, mit der sie fast jeden Tag telefonierte. Als sie das Gespräch annahm, klickte es seltsam in der Leitung, ihre Stimme klang verzerrt und hallte, als wäre auch sie auf Lautsprecher gestellt. *Robocall*, dachte sie. Unmöglich, ihre Nummer war nicht öffentlich eingetragen, wieso sollte sie in der Datenbank einer halbkriminellen Betrügerbande auftauchen? Sie konnte diesen Fragen allerdings keine weitere Beachtung schenken, denn die Person am anderen Ende der Leitung verlangte ihre volle Aufmerksamkeit.

»Hallo, Grace Slanter hier.«

»Hör genau zu!«, sagte der Anrufer.

Grace lief es eiskalt über den Rücken, sie betrachtete das Telefon, als wäre es von einem bösen Dämon besessen, der hinter dem Plastikgehäuse glutrot pulsierte.

»Wie bitte?«

»Ungefähr einen Kilometer vor den Gefängnismauern steht ein Bus in der Wüste«, sagte die Person. Es war ein Mann, er sprach sanft, aber bestimmt. Selbstbewusst. »Schau mal aus dem Fenster hinter dir. Er steht mitten auf der Straße.«

Grace stand auf, trat aber nicht ans Fenster. Ihre Ausbildung hatte sie auf solche Anrufe vorbereitet, auch wenn es bisher immer nur bei Übungen geblieben war. Die erste Regel lautete, den Anweisungen des Anrufers nicht blind Folge zu leisten, sondern sich zuerst einen Überblick über die

Lage zu verschaffen. Also trat sie vor ihre Bürotür, am weitesten vom Fenster entfernt, und ließ ihren Blick über den Korridor streifen. Keine Menschenseele weit und breit.

»Siehst du ihn?«, fragte der Mann aus dem Telefonlautsprecher.

Grace kletterte aufs Sofa neben der Tür. Von dort aus konnte sie den Bus erkennen, wie ein weißer Kasten stand er in der weiten Landschaft hinter den mit Klingendraht bewehrten Betonmauern des Gefängnisses. Weil er mit einem Rad von der Straße abgekommen war, hatte er ziemlich Schlagseite. *Als wäre er betrunken*, dachte Grace.

»Okay«, sagte sie, »ich sehe ihn. Wie heißen Sie? Ich möchte wissen, mit wem ich es zu tun habe.«

»In dem Bus befinden sich zwölf Frauen, acht Männer und vierzehn Kinder«, fuhr der Mann unbeirrt fort. »Das sind die Familien der Wärter in deinem Gefängnis. Deine Angestellten. Deine Leute.«

»Um Gottes willen«, entfuhr es Grace. Das alljährliche Softballspiel. Insassen gegen Wärter. Die Familien reisten extra an, um das Spiel zu verfolgen. Diese Veranstaltung war als kleines Trostpflaster für das Personal gedacht, das während der Feiertage böse Verbrecher in Schach halten musste, während sich ihre Familien zu Hause um den Christbaum versammelten. Denn nach der Einteilung der Schichten für Weihnachten und Silvester war die Stimmung meist im Keller, doch die Bekanntgabe der Mannschaftsaufstellung konnte die armen Teufel, die den schwarzen Peter gezogen hatten, meist wieder etwas versöhnen. Nach dem Spiel wurden im Konferenzgebäude außerhalb der Gefängnismauern Mittagessen und Getränke für die betroffenen Familien serviert.

Grace stieg vom Sofa, sie war auf einmal so wackelig auf den Beinen, dass sie sich am Schreibtisch festhalten musste.

Alles, was sie während der Ausbildung gelernt hatte, war vergessen, ihre Gedanken rasten. Sie ließ sich auf ihren Stuhl fallen und war irgendwie froh, dass die Sitzfläche noch warm war, denn ihr war plötzlich eiskalt.

»Der Busfahrer ist tot«, sagte der Mann.

Verzweifelt suchte Grace nach dem Panikknopf unter der Tischplatte, mit dessen Hilfe sie die Kollegen im Gebäude alarmieren und einen Notruf an die nächstgelegene Polizeiwache absetzen konnte. Sie musste sich nur daran erinnern, wo sich dieser eine kleine Knopf befand, aber in ihrem Kopf herrschte komplettes Chaos. Es war so schlimm, dass sie fast vergessen hätte, Luft zu holen.

»Hörst du zu, Grace?«

»J… Ja, ich höre.« Sie bemühte sich, ruhig zu atmen. Schließlich fand sie irgendwo über ihrem Knie den Panikknopf und drückte ihn. Über der Bürotür leuchtete eine rote Lampe auf, aber es blieb still. Innerhalb von Sekunden war ihr Assistent Derek zur Stelle, noch atemlos von seinem Sprint über den Flur, gefolgt von zwei Wärtern. Grace brauchte ihnen nichts zu erklären, ihr Gesichtsausdruck sprach Bände. Die Männer machten auf dem Absatz kehrt und stoben davon.

»Was wollen Sie?«, fragte Grace den Anrufer.

»Lass sie raus.«

Die Antwort war ihr schon vorher klar gewesen. Sie atmete erneut tief durch. In ihren nunmehr zwanzig Jahren im oberen Management von Pronghorn hatte sie ein solches Szenario bestimmt schon hundert Mal im Geiste durchgespielt. Sie wusste genau, was zu tun war: die Lage wieder unter Kontrolle bekommen. Für solche Situationen gab es schließlich Notfallpläne. Sie griff sich ihren Stift und machte sich hektisch Notizen zu ihrem Anrufer, Stimme,

Eingangszeit und so weiter. Immer wieder drehte sie sich zur Seite und sah aus dem Fenster.

»Von welchen Gefangenen sprechen wir hier?«, fragte sie. »Welche soll ich rauslassen?«

»Alle«, erwiderte der Anrufer.

2

Celine Osbourne roch Rauch. Im Todestrakt von Pronghorn wurde die Abgabe von Tabak streng kontrolliert. Er wurde zwar geschmuggelt, aber diejenigen, die damit erwischt wurden, kassierten dieselbe harte Strafe wie für Koks, Heroin, Weed oder Ice. Sie blieb mitten im Gang stehen, direkt vor der Zelle des Serienmörders Lionel Forber, und reckte die Nase in die Luft. Der mittlerweile siebenundsiebzigjährige Schwerverbrecher lag zusammengerollt unter einer Decke auf seiner Koje und schlief. Wie eine Schlange unter einem Stein. Celine folgte dem Geruch, vorbei an dem Deckchen häkelnden Serienvergewaltiger, dem in seinen Nackenbeißer vertieften Kindermörder und dem gebannt auf den Fernseher starrenden Polizistenmörder. Es roch nicht nach Tabak, wie sie jetzt feststellte, sondern nach verbranntem Holz. Und als sie die Quelle entdeckte, ging ein böses Lächeln über ihr Gesicht.

»Woher hab ich nur gewusst, dass du dafür verantwortlich bist?«, höhnte sie.

John Kradle hatte sich über das kleine, an seiner Zellenwand befestigte Metallregal gebeugt, das ihm als Schreibtisch diente. Auf dem Boden, zwischen seinen Füßen, befand sich ein verbeulter Toaster, dessen Kabel sich aus der Zelle heraus über den Flur schlängelte und um die nächste Ecke verschwand. Kradle hatte ein glattes Kiefernholzbrett auf seinem Schreibtisch und benutzte einen aus dem Toaster ragenden Draht als improvisierten Lötkolben, um damit verschnörkelte Buchstaben ins Holz zu brennen.

»Woher was?«, brummte Kradle, ohne aufzuschauen.

»Woher ich wusste, dass du dafür verantwortlich bist«, wiederholte Celine. »Ich habe Rauch gerochen und sofort

gewusst, dass jemand Mist baut. Und musste dabei gleich an dich denken.«

Celine betrachtete das Werkzeug in seiner Hand. Kradle hatte anscheinend aus Drahtresten, Holzstücken, Klebeband, Gummibändern und einem gefalteten Stück Karton ein Löteisen mit Griff gebastelt. Er brannte das Wort »Schuhe« ins Brett und war gerade bei der Rundung des Buchstabens »e«. Der Rest der Aufforderung, »abtreten«, hatte er sich mit einem Stift vorgezeichnet. Die Buchstaben waren perfekt geformt, das Schriftbild sehr dekorativ.

»Keine Ahnung. Aber wenn ich raten sollte, würde ich darauf tippen, dass Sie von mir besessen sind«, sagte Kradle und zog das Werkzeug schwungvoll nach oben, um das »e« mit einer feinen Linie zu vollenden. Ein zarter Rauchkringel stieg in die Luft. »Ihre Gedanken kreisen ständig um mich. Wenn Sie Rauch riechen, denken Sie: John Kradle. Sie riechen Essen und denken: John Kradle. Sie riechen das Aftershave Ihres Partners und denken: John Kradle.«

Der Toaster vor seinen Füßen ploppte hoch, und der gerade noch glutrote Draht seines Lötkolbens wurde langsam dunkel. Mit der Schuhspitze drückte er den Hebel herunter, und der Draht begann erneut zu glühen.

»Ist das die Fantasie, die dir in kalten Nächten das Herz erwärmt?«, fragte Celine. »Die meisten Typen wenden sich an Gott, Kradle, das ist realistischer.«

»Tja.«

»Wer hat das Ding für dich eingestöpselt?«

Kradle musterte sie zum ersten Mal durch die Gitterstäbe seiner Zelle mit dem gelangweilten Blick eines klugen Häftlings, der niemanden verpfeift, nicht mal Wärter, und wenn sie das bis jetzt nicht kapiert hatte, war ihr auch nicht mehr zu helfen. Celine seufzte.

»Her damit!« Sie hielt die Hand auf.

»Nee.« Kradle strich sich die grauen Strähnen aus dem Gesicht und setzte den Lötkolben erneut an, um sich dem Rest seiner Botschaft zu widmen.

»*Nee*? Haben Sie vergessen, mit wem Sie reden, Häftling Kradle? Her mit dem Brett und dem Kolben. Das ist ein Befehl!«

»Sie müssen warten, bis Sie dran sind. Heute muss ich dieses Schild fertig machen.« Er nickte in Richtung Brett.

Celine biss sich auf die Zunge, wandte sich ab und lächelte. Dieses Lächeln barg keinerlei Wärme, war vielmehr eine automatische Reaktion, die sie sich über viele Jahre im Strafvollzug antrainiert hatte. *Zeige ihnen nie, wie wütend du bist. Wenn du wütend bist, lächle. Vermittle ihnen den Eindruck, dass du die Kontrolle hast. Dass du nichts anderes erwartet hast. Dass alles genau nach Plan läuft und du deswegen hochzufrieden bist.* Aber sogar ihr falsches Lächeln war noch zu gut für einen wie John Kradle.

»Sie glauben bestimmt, Sie könnten Ihre Wut hinter Ihrem dämlichen Grinsen verbergen«, sagte Kradle hinter ihr, als könnte er ihre Gedanken lesen. Sie fuhr herum. Er beugte sich immer noch über seine Arbeit, seine großen Hände bewegten sich flink und geschickt. »Aber da irren Sie sich. Ich weiß genau, dass Sie innerlich kochen.«

»Ach, tatsächlich?«

»Ja. Weil Sie wissen, wer dieses Ding für mich eingestöpselt hat. Und Sie wissen, für wen ich hier arbeite. Das Schild ist für das Büro der Direktorin. Es ist die freundliche Geste eines gewissen Kollegen, der die Anweisung seiner Chefin aus dem Rundbrief an die Mitarbeiter ernst genommen hat. Sie will nicht, dass ihre Leute ihr ständig Sand ins Büro tragen.«

Der Toaster ploppte hoch. Kradle drückte den Hebel wieder hinunter.

»Außerdem macht es Sie rasend, dass das Schild richtig gut geworden ist. Dekorativ«, fuhr er fort, dann blies er sich sanft die vom Holz aufsteigenden Rauchkringel aus dem Gesicht. »Sie toben, weil die Direktorin das Schild garantiert aufhängt, obwohl sie genau weiß, dass es ein Häftling gemacht hat. Weil es einfach zu schön ist. Und Sie werden dieses Schild jeden Tag vor Augen haben, für die nächsten Jahre, vielleicht sogar Jahrzehnte. Immer, wenn Sie im Büro der Direktorin antreten müssen, wegen einer Beförderung, weil eine Prüfung Ihres Sektors oder ein Treffen der Captains ansteht oder warum auch immer, werden Sie dieses Schild sehen und sich daran erinnern, dass der Insasse, den sie am meisten hassen, es gemacht hat, und Sie nichts dagegen tun konnten.«

»Das ist aber eine komplexe Geschichte, die sich dein Erbsenhirn da ausgedacht hat«, bemerkte Celine. »Am besten gibst du mir das Brett und legst dich ein bisschen hin.«

»Holen Sie's sich doch!«

Celine ergriff das Toasterkabel und riss es aus der Verlängerungssteckdose. Dann stürmte sie auf den Kontrollraum zu.

Kurz vor der Zelle von Burke David Schmitz verlangsamte sie ihre Schritte jedoch. Der Neonazi und Terrorist saß wegen eines Massakers in Celines Trakt. Von allen hier Inhaftierten hatte er die meisten Opfer auf dem Gewissen, aber der Mann zeigte keinerlei Reue. In seiner Nähe schien sich die Luft zu verdichten und rapide abzukühlen. Das wirkte sich sogar auf die Nachbarzellen aus, als wäre diese Kälte direkt ins Mauerwerk gekrochen. Beide waren leer. Beim Vorbeigehen warf sie einen raschen Seitenblick auf

Schmitz und sah ihn wie so oft mit gestrafftem Rücken und leerem Blick auf seiner Koje sitzen. Der junge blonde Mann vermittelte Celine den Eindruck, er sähe mehr als das, was sich direkt vor ihm befand.

Lieutenant James Jackson saß wie erwartet auf seinem Drehstuhl im Kontrollraum, die Füße auf dem Bedienpult, und klickte sich von Kamera zu Kamera. Die von Schmitz ausgegangene Kälte wirkte nicht mehr, Celine kochte wieder vor Wut.

»Haben Sie John Kradle einen Lötkolben gegeben?«, fragte sie. Jacksons rundliches Gesicht war von den Überwachungsmonitoren erleuchtet, das Licht betonte seine Tränensäcke.

»Von mir hat er den nicht, der ist selbst gebaut.«

»Aber Sie haben ihm das Material gegeben. Den Toaster zum Beispiel«, sagte Celine. »Der stammt aus unserem Aufenthaltsraum. Den hatten wir ausrangiert, weil er kaputt war.«

»Na, im Arschloch eines Besuchers ist er sicher nicht reingeschmuggelt worden, aber mehr kann ich dazu auch nicht sagen, Captain«, erwiderte Jackson. Seine Assistentin Liz Savva verschluckte sich an ihrem Kaffee.

Celine blieb mit verschränkten Armen im Türrahmen stehen. »Vielleicht können Sie mir das erklären. Ich versuche, Ihre Logik zu verstehen. Sie lassen es zu, dass ein Mann, der seine Familie im eigenen Heim erschossen und das Haus dann angezündet hat, einen alten Toaster in die Finger bekommt, dessen Innenleben er dazu verwendet, Dinge in Brand zu stecken. Hab ich das richtig verstanden?«

Jackson lehnte sich zurück und fixierte sie. »Hören Sie, Captain. Diese Typen im Todestrakt? Ich denke nicht über ihre Verbrechen nach. Wenn ich das täte, könnte ich nicht

mit ihnen arbeiten. Für mich sind das alles elende Mistkerle, die jeden Tag dreiundzwanzig Stunden lang in einem Käfig sitzen.« Er wies in Richtung Büro der Direktorin. »Seit ich ihren neuen Büroteppich mit Sand versaut habe, guckt Slanter mich schief an. Ich hab Kradle davon erzählt, und er kam auf die Idee mit dem Schild. Und ich glaube, dass er seine Sache richtig gut macht. Wie wär's, wenn Sie den Kerl einfach in Ruhe lassen? Er hilft mir.«

Celine seufzte.

»Macht sich bestimmt gut bei der nächsten Überprüfung. Kreative Beschäftigung für Häftlinge und so.«

»In dem Fall gehört Kradle in die Fingerfarbengruppe, da kann er wenigstens niemanden verletzen.«

»Was haben Sie eigentlich gegen Kradle?« Savva spähte in ihren Kaffeebecher, als könnte sie dort die Antwort finden. »Er ist der handzahmste Insasse, den wir hier haben. Man könnte glatt glauben, Sie hassen ihn mehr als den Typen in der Sechs, der alten Damen die Gesichtshaut abgezogen und sie verspeist hat.«

Celine hob die Hände, als wollte sie ein Bild malen. »Ich sag Ihnen jetzt mal, was ich hasse …«, setzte sie an, als sie ein dumpfes Schrillen unterbrach. Zuerst dachte sie, es sei ihr Handy am Hüftgürtel, aber sie kapierte schnell, dass es aus dem Lautsprecher in der Zimmerecke kam. Sie hatte noch nie ein Handy über die Anlage klingeln gehört. Es klickte, dann folgte ein Knarzen wie von einem Schreibtischstuhl.

»*Hallo, Grace Slanter hier*.«

»*Hör genau zu*.«

»*Wie bitte*?«

»Was zum Teufel ist das denn bitte?«, fragte Celine.

»Die Direktorin«, sagte Savva und stand langsam auf.

»Klingt, als könnten wir ihr Gespräch über die Anlage mithören.«

»Ach du liebe Scheiße!« Jackson lachte. »Sie hat ihr Mikro angelassen und telefoniert jetzt öffentlich.«

»Ungefähr einen Kilometer vor den Gefängnismauern steht ein Bus in der Wüste. Schau mal aus dem Fenster hinter dir. Er steht mitten auf der Straße.

Siehst du ihn?«

»Jemand sollte hochgehen und ihr schleunigst verklickern, dass das ganze Gefängnis mithört«, sagte Savva. »Bevor sie anfängt …«

»Sei still!«, zischte Celine. »Hör zu!«

In der Leitung herrschte eine seltsame Stille. Sie schien durch die Anlage zu strömen und das gesamte Gefängnis zu infizieren. Celine trat aus dem Türrahmen und ließ den Blick über den Gang streifen. So still wie jetzt war es hier nicht mal nachts. Grace Slanter schnaubte ins Telefon.

»Okay, ich sehe ihn. Wie heißen Sie? Ich möchte wissen, mit wem ich es zu tun habe.«

»In dem Bus befinden sich zwölf Frauen, acht Männer und vierzehn Kinder«, sagte die männliche Stimme am anderen Ende der Leitung. *»Das sind die Familien der Wärter in deinem Gefängnis. Deine Angestellten. Deine Leute. Der Busfahrer ist tot.«*

»Um Gottes willen!«, flüsterte Celine.

»Hey!«, rief ein alter Mann. Celine sah zu ihm rüber, seine Zelle lag direkt neben dem Kontrollraum. Er hielt seinen Rasierspiegel durch die Gitterstäbe, damit er sie sehen konnte. Ein graues Auge spähte unter der buschigen Braue hervor und musterte sie. Roger Hannoy, der Gesichtsgourmet. »Was ist hier los?«

»Hörst du zu, Grace?«

»J… Ja, ich höre.«

Celine flitzte über den Gang zu den Fenstern am Ostflügel. Hinter der letzten Betonmauer sah sie mitten in der Wüste einen Bus stehen, quer über der einsamen Zufahrtspiste zum Gefängnis. Das Gespräch war weiterhin über die Anlage zu hören. Jackson und Savva waren ihr gefolgt und standen jetzt neben ihr. Jackson umklammerte das Gitter.

»Meine Familie ist in dem Bus.« Er atmete schwer. Celine konnte förmlich zusehen, wie ihm die Farbe aus dem Gesicht wich und er aschfahl wurde. »Tyler! Meine Güte, Tyler!«

»*Von welchen Gefangenen sprechen wir hier? Welche soll ich rauslassen?*«

»*Alle.*«

»Das ist …«, setzte Savva an, aber sie fand keine Worte und starrte stattdessen mit offenem Mund aus dem Fenster.

»Keine Panik. Wir müssen jetzt ganz ruhig bleiben«, sagte Celine. »Das ist … ähm … eine Übung.« Aus unerfindlichen Gründen fand sie es wichtig, das, was hier geschah, zu unterbrechen, diesen heranrasenden Zug irgendwie aufzuhalten, auch wenn ihr klar war, dass es ihr nicht gelingen würde. Die Unterbrechung wirkte nur kurz. Jackson sah sie an. Beide wussten, dass sie als Captain über eine solche Übung im Vorfeld informiert worden wäre. Ihr verängstigter Blick strafte ihre Behauptung Lügen.

»*Unmöglich. Ich meine, das kann ich nicht machen. Ist nicht durchführbar*.« Slanters Stimme hallte durchs Gebäude. »*Sie können nicht einfach … Was wollen Sie …*«

»*Dir bleiben vier Minuten, um die Anstalt zu räumen. Wir haben alles im Blick. Wir warten auf einen bestimmten Gefangenen. Sobald er vor der Mauer auftaucht, ziehe ich meinen Schützen ab*.«

»*Um wen geht es?*«

»*Verraten wir nicht. Du musst alle rauslassen.*«

Jacksons Funkgerät knisterte am Hüftgürtel. Er fummelte umständlich an der Halterung herum, bekam es aber vor lauter Nervosität nicht zu fassen. Celine zerrte es schließlich heraus.

»Hey, ihr da drüben in E, habt ihr das mitgekriegt?«, fragte jemand über Funk.

Es klang wie Bensley aus Block H.

»Ist das echt?«, fragte ein anderer. Rufzeichen waren auf einmal überflüssig. Niemand hielt sich mehr ans Protokoll. Celine erkannte dies als erste Anzeichen einer Massenpanik. Die Leute vergaßen ihr Training, verhielten sich wie aufgescheuchte Tiere, instinktiv, ohne Sinn und Verstand.

Aus dem Funkgerät drangen Gemurmel und unkontrollierte Piepslaute. Überall im Gefängnis meldeten sich Kollegen über Funk.

»Mein Mann ist in dem Bus!«

»Kann mir jemand sagen, was zum Teufel da draußen los ist? Ist das eine Übung? Wollen die uns verarschen?«

»Hier spricht Issei von Wachturm Acht. Ist das eine Übung? Hat jemand einen Captain in der Nähe?«

»Ist das echt, Celine?«, fragte Jackson ohne Rücksicht auf die Rangordnung. Er packte sie am Oberarm und krallte ihr die Nägel in die Haut. Celine riss sich los.

»Ich … ich weiß es nicht.« Sie bekam die Worte nicht schnell genug heraus. »Geh … Gehen Sie einfach wieder in den Kontrollraum, Jackson, lösen Sie den Alarm aus und …«

»*Was Sie verlangen ist nicht möglich*«, sagte Slanter unterdessen. »*Okay? So funktioniert das nicht. Ich brauche mehr Zeit.*«

»*Du hast keine mehr. Erfüll unsere Forderungen oder wir erschießen alle Fahrgäste.*«

»*Niemanden werden Sie erschießen. Wenn Sie verhandeln wollen, können wir das tun, aber …*«

Es knallte zweimal. So dumpf, dass Celine nicht sicher war, ob sie es sich eingebildet hatte, doch dann sah sie die kleinen Rauchwölkchen in der Ferne und den zur Seite gekippten Bus und wusste sofort, was passiert war. Ihr wurde schlecht. Der Schütze hatte zwei Reifen zerschossen, der Bus hatte Schlagseite wie ein havariertes Schiff.

Sie hörte Schreie. Aber vielleicht auch nicht. Möglicherweise waren die auch Teil ihrer verwirrten Sinne.

»*Drei Minuten, fünfzig Sekunden. So lange bleibt dir noch, Grace. Danach gebe ich den Schießbefehl.*«

»Habt ihr das gesehen?«, fragte jemand über Funk. »Er hat die Reifen zerschossen. Die verdammten Reifen!«

3

Sarah Gravelle krallte die Finger in den Sitz. Sie starrte auf die Stufen und die Sauerei da vorn beim Fahrer. Es sah aus wie in einem schlechten Horrorfilm, billige Requisiten, Blut und Hirnmasse und Pfützen und Splitter und Gott weiß was noch zwischen den Scherben. Dreiunddreißig Fahrgäste schrien durcheinander, alle stimmten ihr eigenes Panikliedchen an, die Kleinen heulten, Männer brüllten, Teenager kreischten und zerrten an ihren Kragen, plötzlich wieder ganz die Kinder, die sie noch vor Kurzem gewesen waren. Sarah stand wieder auf, aber ihre Knie waren so weich, dass sie sich am Geländer festhalten musste, das den Vordersitz vom Eingangsbereich trennte. Langsam konnte sie unter dem Geschrei Sätze ausmachen. Jung und Alt, alle hatten Fragen.

»Schießt der auf uns, Mom?«, rief ein Kind. »Mom! Schießt der?«

»Kein Grund zur Panik! Alle in Deckung gehen! Schön unten bleiben, Schätzchen!«

»Daddy! Ich will aussteigen! Ich will raus!«

»Heilige Maria, Mutter Gottes, bete für …«

Sarah hangelte sich am Geländer entlang, den Blick starr auf das Gefängnis gerichtet, und stieg langsam die Stufen hinab.

»Was machst du da? Sarah? Sarah! Nein! Da draußen wird geschossen!«

Sarah warf einen Blick zurück. Eine Mutter kotzte in den Gang. Ein Vater stammelte in sein Handy, sprach offenbar mit der Notrufzentrale. Kinder und Erwachsene hatten sich unter den Sitzen verschanzt, drängten sich in enge Nischen, panische Bündel Mensch.

»Ich. Muss. Hier. Raus«, sagte Sarah. Ihre Stimme klang emotionslos, sie stand kurz vor der Schnappatmung. »Wir. Alle. Müssen. Hier. Raus.«

Zwei Schüsse krachten. Der Bus kippte zur Seite, Menschen wurden in den Gang geschleudert. Sarah schob die Tür auf und atmete die frische Wüstenluft ein.

Auf Wachturm Sieben starrte Marni Huckabee durch das Zielfernrohr ihres Gewehrs in die Wüste. Sie verbrachte gut fünf, sechs Stunden am Tag hier oben, die Tore, Zäune und Außengänge, Käfige und den Hof im Visier. Ein- oder zweimal pro Woche hob sie das Gewehr und zielte im Niemandsland hinter den Gefängnismauern auf Kaninchen, Kojoten oder Schildkröten. Aber was sie da jetzt im Fadenkreuz hatte, war so absonderlich, dass ihr glatt die Hände zitterten. Sie umklammerte das Gewehr so fest, dass es wehtat. Da stand ein Bus, mitten auf der Straße zur Gefängniseinfahrt. Die Tür klappte auf und die Ehefrau oder Freundin eines Kollegen taumelte aus dem schiefen Gefährt wie ein Kind aus der Geisterbahn.

Craig Fandel, Marnis Kollege auf dem Wachturm, packte sie am Arm. »O Gott! Sie wollen wegrennen.«

»Tu's nicht«, flüsterte Marni. Schweiß lief ihr übers Gesicht und sammelte sich unter dem Fernrohr. Sie riss sich die Mütze vom Kopf, wischte sich damit übers Gesicht und drückte sich das Fernrohr fester ans Auge. »Gute Frau, bitte lass das sein!«

Doch die Frau sprintete drauflos, direkt aufs Gefängnistor zu. Craig ließ Marnis Arm los.

»Gib ihr Deckung! Gib ihr Deckung!«, rief er. Marni drehte das Gewehr zur Seite und zielte auf die Hügel, wo sie den Schützen vermutete – zumindest waren die Schüsse auf die

Reifen aus dieser Richtung gekommen. Zum ersten Mal in ihrer Laufbahn löste Marni die Sicherung und feuerte drauflos.

Zuerst sah Grace Slanter nur ein grelles Blitzen auf Wachturm Sieben, danach kam das Donnern, das sie direkt in der Magenkuhle spürte. Eine einsame Gestalt rannte vom Bus weg durch die Wüste, unkoordiniert, gebeugt, verzweifelte menschliche Beute. Staubwölkchen stiegen in die Luft, Schüsse krachten. Slanter sah, wie die Frau seitlich wegsackte, stürzte und durch den Sand rollte.

»Hast du sie erschossen?« Die Worte waren scharfkantig wie Scherben, sie kamen ihr kaum über die Lippen. »Du … du hast sie …?«

Der Anrufer schwieg.

Die Frau rappelte sich wieder auf, fuhr herum, rannte zurück zum Bus und hechtete durch die Tür ins Innere.

»Nehmt mich«, sagte Slanter. »Ich komme raus zu euch. Ohne Waffe. Niemand wird mir folgen.«

»Wir wollen dich nicht.«

»*Wen wollt ihr dann*?«, rief sie verzweifelt. »*Ihr könnt jeden haben*!«

»Zwei Minuten, vierzig Sekunden«, sagte der Mann. »Das ist kein Spiel.«

Celine Osbourne beobachtete die Szenen in der Wüste durch die vergitterten Fenster des Todestrakts. Sie war so gebannt, dass sie gar nicht merkte, wie Jackson ihr sein Funkgerät aus den Fingern zog.

»Hier spricht Jackson, Todestrakt«, sagte er. »Mein Sohn ist da draußen. Er ist dreizehn. Meine Frau ist auch in dem Bus. Kann jemand auf den Türmen den Schützen sehen? Können wir ihn … unschädlich machen?«